



LOTHAR BLUHM

*compilierende oberflächlichkeit
gegen gernzensirende Vornehmheit*

Der Wissenschaftskrieg
zwischen Friedrich Heinrich von der Hagen
und den Brüdern Grimm

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation: Romantik und Volksliteratur. Beiträge des Wuppertaler Kolloquiums zu Ehren von Heinz Rölleke. Hrsg. von Lothar Bluhm und Achim Hölter. Heidelberg 1999, S. 49-70 (geringfügig erweitert).

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bluhm_wissenschaftskrieg.pdf>

Eingestellt am 12.01.2004

Autor

Prof. Dr. Lothar Bluhm

Universität Oulu

Institut für Germanistik, Romanistik und Skandinavistik

Lehrstuhl für Germanische Philologie

PSF 1000

FIN-90014 Oulun yliopisto

Telefon: 00 358 8 553 3424

Emailadresse: lothar.bluhm@oulu.fi

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Lothar Bluhm: *compilierende oberflächlichkeit gegen gernzensirende Vornehmheit*. Der Wissenschaftskrieg zwischen Friedrich Heinrich von der Hagen und den Brüdern Grimm (12.01.2004). In: Goethezeitportal. URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bluhm_wissenschaftskrieg.pdf>

(Datum Ihres letzten Besuches).

LOTHAR BLUHM

compilierende oberflächlichkeit
gegen *gernrezensirende Vornehmheit*

Der Wissenschaftskrieg
zwischen Friedrich Heinrich von der Hagen
und den Brüdern Grimm

Wenn ein Berliner Bürger des Jahres 1810, interessiert an den - wie es hieß - 'gelehrten Sachen', das zu Semesterbeginn am 15. Oktober des Jahres ausgegebene Vorlesungsverzeichnis der neugegründeten Universität seiner Stadt durchschaute, dann wird er in der Rubrik der Lehrveranstaltungen sicherlich auch auf den Namen des Extraordinarius 'F. H. de Hagen' gestoßen sein. Ankündigt wurde eine Vorlesung zum Nibelungenlied. Damit sind Name und Ereignis genannt, die von einer vor allem älteren Wissenschaftsgeschichte gern als Geburtsstunde des Universitätsfaches Germanistik reklamiert werden. Von einer nun gedeihlichen Entwicklung dieses Fachs kann indes kaum gesprochen werden. Das studentische Interesse war gering, zumal ein Berufsfeld dafür nicht existierte (den 'Deutschlehrer' im heutigen Sinne etwa gab es noch nicht und sollte es noch auf Jahrzehnte nicht geben): Von den etwa 200 eingeschriebenen Studenten in Berlin fanden sich bei Vorlesungsbeginn kaum mehr als ein Dutzend als Hörer bei von der Hagen ein, von denen dann auch nur sechs die Veranstaltung bis zum Vorlesungsende weiterbesuchen sollten. Das frühe germanistische Leben an der Berliner Universität blieb vorerst nur episodisch: Von der Hagens Extraordinariat war nicht mit einem Gehaltsanspruch verbunden und die Aussicht auf eine dotierte Professur in Berlin war eher ungewiß. So verließ der junge Dozent - geboren 1780 in der Uckermark - bereits im Oktober 1811 Berlin in Richtung Breslau, wo ihm günstigere Verhältnisse winkten.¹ Und so wird der Name von der Hagens in der Wissenschaftsgeschichte bis heute - und mit Recht - vor allem mit der Stadt und der Universität Breslau in Verbindung gebracht, wo er bis 1824 (und damit in seiner produktivsten Zeit) lebte, lehrte und forschte. Die in Berlin frei gewordene Stelle sollte über Jahre hinaus nicht wiederbesetzt werden. Das sogenannte 'altdeutsche' Fach, also die Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, fand sich erst 1824 wieder fest im Programm der Universität, erneut vertreten von

¹ Siehe allgemein Eckhard Grunewald, Friedrich Heinrich von der Hagen 1780-1856, Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Germanistik, Berlin, New York 1988, zum biographischen Hintergrund insb. S. 10-28.

dem als ordentlicher Professor aus Breslau zurückgekehrten von der Hagen² - eine eigene und durchaus vergnügliche Ironie der Wissenschaftsgeschichte.

Von der insgesamt und auch speziell mit Blick auf Berlin wenig kontinuierlichen Frühgeschichte der Deutschen Philologie als Universitätsfach konnte unser fiktiver Berliner Bürger von 1810 indes noch nichts wissen. Das wissenschaftliche Profil des neuernannten Extraordinarius würde ihm dagegen sehr wohl vertraut gewesen sein können; es wäre ihm auf jeden Fall leicht gewesen, hierüber verlässliche Auskunft zu erhalten: Schon sein Buchhändler hätte ihm wohl entsprechend weiterhelfen können. Seit 1807 bis einschließlich 1810 waren nämlich nicht weniger als fünf Buchtitel unter dem Namen von der Hagens erschienen; allesamt Publikationen zur 'altdeutschen' Literatur. Mit Blick auf die Vorlesungsankündigung würden dem wissenschaftsinteressierten Bürger dabei wohl zwei Titel besonders ins Auge gefallen sein: Zum einen v. d. Hagens erste Buchveröffentlichung, *Der Nibelungen Lied* von 1807, das die erste Gesamtpublikation des Heldenlieds in modernisierter oder - wie von der Hagen es nannte - in 'erneuter' Form auf den Markt brachte und die spätere Karriere des *Nibelungenlieds* als oft so genanntes 'Nationalepos' der Deutschen nicht unwesentlich mitbefördert haben dürfte.³ Zum anderen wird ihn nicht zuletzt wohl die – 1810 - jüngste Publikation interessiert haben, die unmittelbar auf die Vorlesung bezogen war: *Der Nibelungen Lied in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Handschriften. Zu Vorlesungen* (Berlin 1810). Bei den drei anderen Büchern handelte es sich jeweils um Textsammlungen sog. 'altdeutscher' Literatur, die stets gemeinsam mit dem befreundeten Johann Gustav Büsching⁴ herausgegeben worden waren, dem - wie Marek Halub jüngst aufgezeigt hat - späteren Begründer oder zumindest Mitbegründer einer schlesischen Kulturgeschichte: Bei diesen Editionen sog. 'altdeutscher' Litera-

² Vgl. dazu die Tabellen bei Uwe Meves, Zum Institutionalisierungsprozeß der Deutschen Philologie, in: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, hg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp, Stuttgart 1994, S. 197-203.

³ Aus der umfangreichen Forschungsliteratur sei allein auf die folgenden Titel verwiesen: Otfried Ehrismann, *Das Nibelungenlied in Deutschland*, Studien zur Rezeption des Nibelungenlieds von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg, München 1975; ders., *Nibelungenlied 1755-1920*, Regesten und Kommentare zu Forschung und Rezeption, Gießen 1986; John Evert Härd, *Nibelungensposets moderna historia, Mottagande och värderingar fr©n tysk romantik till nutid*, Stockholm 1989; Werner Wunderlich, „Ein Hauptbuch bey der Erziehung der deutschen Jugend“, in: *Die Nibelungen, Ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum*, Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Joachim Heinzle und Anneliese Waldschmidt, Frankfurt/M. 1991, S. 119-150. Eine umfangliche Bibliographie bieten Siegfried Grosse und Ursula Rautenberg, *Die Rezeption mittelalterlicher Dichtung, Eine Bibliographie ihrer Übersetzungen und Bearbeitungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts*, Tübingen 1989, S. 166-230.

⁴ Büsching stand in seiner Zeit und dann auch in der Forschungsgeschichte als Wissenschaftler weitestgehend im Schatten von der Hagens. Um eine Neubewertung bemüht sich nun Marek Halub, *Johann Gustav Gottlieb Büsching, 1783-1829. Ein Beitrag zur Begründung der schlesischen Kulturgeschichte*, Breslau 1997.

tur handelte es sich um eine *Sammlung Deutscher Volkslieder* von 1807, einen ersten Band *Deutscher Gedichte des Mittelalters* 1808 und im folgenden Jahr, ebenfalls als ein erster Band angekündigt, die Prosaanthologie *Buch der Liebe*. Dazu, so hätte der Buchhändler seinen Kunden weiter informiert haben können, fungierte von der Hagen als Mitherausgeber eines 1809 erstmalig erschienenen Periodikums, dem *Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst*, in dessen ersten beiden bereits ausgelieferten Teilbänden er selbst mit mehreren, z. T. außerordentlich umfangreichen Beiträgen vertreten war. Daß von der Hagen seit 1805 auch mit über einem Dutzend unselbständiger Veröffentlichungen in Zeitschriften und Sammelwerken hervorgetreten war, würde unser Berliner Bürger von 1810 gar nicht mehr in Erfahrung gebracht haben müssen, um den begründeten Eindruck zu gewinnen, daß für dieses neue Fach an der Universität mit der Denomination 'deutsche Sprache' einer der zu dieser Zeit profiliertesten und kenntnisreichsten Vertreter verpflichtet worden war. Der fiktive Berliner Bürger von 1810 sei hier nun aber verlassen. Nicht jedoch der Gegenstand seines angenommenen Interesses.

Daß von der Hagen in diesen frühen Jahren des 19. Jahrhunderts tatsächlich ein durchaus bemerkenswerter Ruf als Deutschphilologe auszeichnete, sei an einer Marginalie illustriert: Von der Hagen hatte in Halle Jura studiert, indes nicht promoviert. Durch die Fürsprache seines Freundes Heinrich Luden erhielt er jedoch im Dezember 1808 das Doktordiplom der Philosophischen Fakultät der Universität Jena. Im Protokollbuch der Fakultät findet sich das folgende Notat des damaligen Dekans:

d. 4. Dec. präsentierte ich den berühmten Herausgeber des Liedes der Nibelungen u. der deutschen Gedichte des Mittelalters, Hr. Friedrich Heinrich von der Hagen in Berlin, zur Erlangung der Doktorwürde. [...] Ein specimen wurde für unnöthig bei einem solchen Candidaten erklärt.⁵

Die Eintragung verrät die offenkundige Wertschätzung, die der - wie gehört - unter Verzicht auf eine Dissertation Ausgezeichnete genoß und die er zu dieser Zeit in der gelehrten Welt insgesamt innehatte - jedenfalls soweit diese ein Interesse an der 'altdeutschen Literatur' besaß und die Vorliebe dafür nicht als Marotte 'nibelungensüchtiger' und 'minneliederlicher' Deuschtümelei abtat, wie es oft genug geschah.⁶

Die Wertschätzung von der Hagens als Autorität i. S. 'altdeutscher Literatur' und vor allem als Editor und 'Erneuerer' des Nibelungenlieds spiegelt nicht zuletzt Clemens Brentanos oft zitierte Liedeinlage aus seinen wohl 1809 entstandenen *Rheinmärchen*. Brentano hob hier in freundlich-ironischem Ton

⁵ Grunewald, wie Anm. 1, S. 15 Anm. 34.

⁶ Siehe dazu die Einlassung des Altphilologen in seinem Brief vom 3.2.1815; Franz Passow's Leben und Briefe, hg. von Albrecht Wachler, Breslau 1839, S. 199.

auf die wissenschaftlichen Bemühungen der Zeit ab, die dabei zum Gegenstand eines Gesprächs zwischen dem 'weißen Main' und dem 'Wassermann' werden. Auf die Frage des 'weißen Mains':

»Was heißt das: Nibelungen Hort,
Um den geschah so mancher Mord?

antwortet der kundige 'Wassermann':

»Es ist ein Schatz, der hier versenket,
Der Rhein des selbst nicht mehr gedenket,
Wer ihm denselben Schatz geschenket;
Doch leben noch vier alte Greise,
Macht ihr zu ihnen eine Reise,
So werdet ihr hierin gar weise.

Der erst' ediret an der Spree,
Er sagt der Schatz kam über See,
Er heißt der Doktor Hagene.

Der zweit' notiret an der Iser,
Wer ist weitläufiger als dieser?
Und Docen von Dociren hieß er.

Der dritt' und viert' sitzt an der Fuld,
Grimm hießen sie, doch voll Geduld
Studiren sie an einem Pult.

Willst einen um den Schatz du fragen,
So werden alle vier dir sagen,
Daß sie ihn nicht in Rhein getragen.

Und werden drei von ihnen sterben,
So wird der viert' die Weisheit erben,
Den ganzen Schatz und alle Scherben.«⁷

Bemerkenswert sind vor allem drei Dinge: Zum einen der ein wenig spöttische Vorbehalt des romantischen Dichters und *Wunderhorn*-Mitherausgebers gegenüber den wissenschaftlichen Bemühungen um das Nibelungenlied; aus seiner romantisch-literarischen Sicht muß ein poetischer Schatz wie dieser solchem 'greisenhaften' Zugriff wohl immer verborgen bleiben; den gelehrten 'Greisen' - so die skeptische Einschätzung - blieben am Ende bei aller Weisheit allenfalls 'Scherben': Zum einen natürlich die Textzeugen, zum anderen ein auf den positiven Wissensbestand beschränktes und damit kaum mehr als fragmentarisches Bild von der allein poetisch angemessen zu fassenden Wirklichkeit der Erzählung. Bemerkenswert und hier viel relevanter sind zum zwei-

⁷ Clemens Brentano, Die Mährchen vom Rhein, hg. von Brigitte Schillbach, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 17, Prosa II, Stuttgart u.a. 1983, S. 108.

ten die genannten Personen: Friedrich Heinrich von der Hagen an der 'Spree', der Berliner, an erster Stelle, an zweiter Stelle, von der 'Isar', der Münchener Bibliothekar Bernhard Joseph Docen sowie an der dritten Stelle von der 'Fulda', eben aus Kassel, die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm. Mit diesen vier Namen ist die Generation der zu dieser Zeit jungen und 'wilden' Frühgermanisten umrissen,⁸ die die Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur maßgeblich befördern und recht eigentlich wohl auch begründen sollten. Alleamt in den 1780er Jahren geboren - von der Hagen eben 1780, Docen 1782, Jacob und Wilhelm Grimm 1785 und 1786 - lösten sie die ältere Gelehrten-generation der Benecke und Gräter (geboren in den 1760er Jahren) ab,⁹ von der sie gleichwohl mehr profitierten, als sie gemeinhin einzugestehen bereit und eine spätere Wissenschaftsgeschichte festzustellen willens und in der Lage war. Daß die Brüder Grimm hier gleichberechtigt neben Docen und von der Hagen rangieren, entsprach im Jahr 1809 und selbst noch 1810 kaum der Realität, sondern ist eher als freundschaftliche Reminiszenz Brentanos anzusehen, der den Brüdern eng verbunden war. Tatsächlich lag zu dieser Zeit noch von keinem der beiden Grimms eine selbständige wissenschaftliche Publikation vor; erschienen waren lediglich Aufsätze und Rezensionen. Und so war es auch keine falsche Bescheidenheit, als Jacob Grimm sich im Februar 1811 in einem Schreiben an von der Hagen selbst als einen „unberühmten Anfänger[n]“¹⁰ bezeichnete. Erst in diesem Jahr, also erst 1811, gelang den Grimms mit Herausgabe selbständiger Schriften die Etablierung im illustren Kreis der Gelehrtenwelt: Jacob Grimm mit einer Abhandlung *Über den altdeutschen Meistergesang* (Göttingen 1811) und Wilhelm Grimm mit seinen *Altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen* (Heidelberg 1811).

Schaut man sich die Brentanosche Liedeinlage ein wenig genauer an, so fällt eine eigene, eher verdeckte Anspielungsebene ins Auge, deren Gehalt auch nur dann in den Blick gerät, wenn man sich die Realität der frühen Deutschen Philologie und die sie beherrschenden Auseinandersetzungen vergegenwärtigt: Ausgehend von den bekannten gewaltsamen Geschehnissen rund um der Nibelungen Hort evoziert Brentano hier betont die Vorstellung von Mord und Totschlag:

»Was heißt das: Nibelungen Hort,
Um den geschah so mancher Mord?

⁸ Zum durchaus zutreffenden Begriff siehe vor allem Ulrich Wyss, *Die wilde Philologie, Jacob Grimm und der Historismus*, München 1979.

⁹ Siehe dazu Lothar Bluhm, *Die Brüder Grimm und der Beginn der Deutschen Philologie, Eine Studie zu Kommunikation und Wissenschaftsbildung im frühen 19. Jahrhundert*, Hildesheim 1997, zu Benecke insb. S. 182-214; zu Gräter insb. S. 251-275.

¹⁰ Gustav Hinrichs, *Ein Brief Jacob Grimms an Friedrich Heinrich von der Hagen*, In: *Anzeiger für deutsches Altertum* 7 (1881), S. 463.

hatte der 'Main' nach dem Anlaß der sagenhaften Streitigkeiten gefragt. Die Konnotation 'Mord' spielt in der Folge dann auch in die freundlich-ironische Skizze des zeitgenössischen Wissenschaftsstreits hinein: „Und werden drei von ihnen sterben, / So wird der viert' die Weisheit erben“. Es ist keine Frage, daß Brentano, der die internen Verhältnisse und Diskussionen in der sich entwickelnden Deutschphilologie dieser Jahre wie kaum ein zweiter überblickte, hier besonders an den schon seit längerem schwelenden Streit der Brüder Grimm mit Friedrich Heinrich von der Hagen dachte, der in den Folgejahre noch eskalieren sollte und der zu den Gründungsmythen des Fachs Germanistik gehört.

Ausgangspunkt war der schon skizzierte Status von der Hagens in der Wissenschaftswelt. Nach ersten kleineren Übersetzungsproben und deren Erläuterung hatte der Berliner - wie schon skizziert - sehr schnell eine dichte Folge an selbständigen Buchveröffentlichungen, Editionen und Modernisierungen, herausgebracht und damit durchaus publikumswirksam ein mit seinem Namen verbundenes Arbeitsgebiet abgesteckt. Die Leistung seiner wissenschaftlichen Bemühungen ist keinesfalls gering zu schätzen. Sie bedeutete nicht zuletzt, daß Textzeugnisse, die bislang allenfalls einer kleinen Gruppe von Gelehrten vertraut waren, nun auch einem weiteren Interessentenkreis innerhalb wie außerhalb der gelehrten Welt zugänglich wurden. Das Projekt erforderte ein beträchtliches organisatorisches Talent - allein was die Ermittlung und Beschaffung der Textzeugen betraf -, sehr viel Fleiß - etwa beim Exzerpieren - sowie nicht zuletzt Mut und eine eigene Unbekümmertheit, da sowohl hinsichtlich der Edition wie der Übersetzung verlässliche Grundlagen zumeist erst noch erarbeitet werden mußten. Außerdem war eine gewisse wirtschaftliche Unabhängigkeit unerlässlich, da in diesen politisch wie ökonomisch unsicheren Zeiten die Herausgabe von altdeutschen Texten bzw. deren Modernisierung ein verlegerisch höchst problematisches und - wie sich bald tatsächlich herausstellte - ein kaum einträgliches Geschäft darstellte.¹¹ Der Markt für gelehrte bzw. wissenschaftliche Literatur war klein - und sollte auch in der Folgezeit - relativ gesehen - keinen nennenswerten Zuwachs aufweisen; lediglich in kurzen Phasen nationaler Euphorie war ein gewisses ansteigendes Publikums- und damit auch Verlegerinteresse zu registrieren.

Von der Hagens Editions Bemühungen waren mit einem Prioritätsdenken verbunden, das sich in einer eigenen 'Schatzgräbermentalität' niederschlug, die in der einen oder anderen Form den meisten Deutschphilologen dieser Frühzeit eigen war. Im Bestreben, im noch weitestgehend unvermessenen Gelände der

¹¹ Siehe hierzu Karl Stackmann, der am Beispiel von Johann Chr. Zahns Bemühungen um eine Abschrift des St. Galler *Tatian* mustergültig das hohe wirtschaftliche Risiko solcher Unternehmungen nachzeichnet; K. Stackmann, Die Göttinger Abschriften des St. Galler *Tatian* oder Über die Mühsal althochdeutscher Studien in napoleonischer Zeit. In: Althochdeutsch, hrsg.

altdeutschen Studien einen größtmöglichen 'Claim' für sich selbst abzustecken, überschüttete er den 'Wissenschaftsmarkt' mit Projektankündigungen und Veröffentlichungsplänen - eine Praxis, die die Grimms in der Folge von ihm übernehmen sollten. Was Jacob Grimm in einem Brief an den befreundeten Joseph von Görres 1811 ein wenig ungenau als von der Hagens „lächerliche[n] Ansichreißigkeit“¹² bezeichnete, war gleichwohl - und Grimm war sich dessen sehr wohl bewußt - eine in diesen Jahren ausgesprochen erfolgreiche Wissenschaftsstrategie: „Wenn Sie nur irgend Etwas herausgeben könnten, was Ihnen einen so lauten Namen wie Hagen machte,“ resümierte der Grimmfreund Brentano sehr zutreffend die Mechanismen des Wissenschaftsbetriebs in einem Schreiben an Jacob Grimm 1810, „so würden Ihnen gewiß alle Manuscripte ebenso zufließen und Ihre Untersuchung erleichtern.“¹³ Trotz dieses Nachteils etablierte sich mit den Brüdern Grimm zusehends eine ernstzunehmende Konkurrenz für den marktbeherrschenden von der Hagen, selbst wenn diese nicht über dessen sorgsam aufgebaute Infrastruktur verfügte: „[...] ich glaube [...] gewiß,“ räsionierte Wilhelm Grimm 1809, „daß ihm [also von der Hagen] nichts ärgerlicher ist als unser Auftreten, da er schon alles durch Bekanntschaften, Briefe beiseite glaubte gesetzt zu haben, um ganz allein regieren zu können [...]“¹⁴

‘Ganz allein regieren’ - wie Wilhelm Grimm unumwunden formulierte -, die Vorherrschaft im neuentstehenden Fach zu gewinnen bzw. zu behaupten, danach trachtete indes nicht nur von der Hagen, danach trachteten auch die Brüder Grimm selbst. Der von ihnen beim Eintritt in die gelehrte Welt eingeschlagene Weg ging - nicht zuletzt wegen der verschiedenen Ausgangsbedingungen - allerdings in eine völlig andere Richtung als bei von der Hagen; ihr Ansatzpunkt war die Kritik und ihr Mittel die Polemik. In einer raschen Folge erschienen ab 1807 Aufsätze und Rezensionen, in denen sich die Brüder mit den vorgängigen und vor allem den aktuellen altdeutschen Studien auseinandersetzten. Hinzu kam bei den ersten Veröffentlichungen - vor allem bei Jacob Grimm - ein durchaus pragmatischer Hintergrund, der aufs Engste mit dem Entschluß des älteren Grimmbruders zusammenhing, seine Verwaltungstätigkeit als Sekretär beim Kriegskollegium in Kassel aufzugeben und sich um eine Anstellung an einer Bibliothek zu bemühen. Sein Wunsch war es und sollte es über die Jahre hinaus bleiben, Freiraum für die eigenen wissenschaftlichen Studien zu gewinnen. Zu diesem Zweck, so bekannte er im August 1807 in

von Rolf Bergmann u.a. Bd. 2: Wörter und Namen, Forschungsgeschichte, Heidelberg 1987, S. 1504-1520.

¹² Joseph von Görres, Gesammelte Briefe, Zweiter Band: Freundesbriefe (Von 1802-1821), hg. von Franz Binder, München 1874, S. 233.

¹³ Reinhold Steig, Clemens Brentano und die Brüder Grimm, Stuttgart, Berlin 1914, S. 111.

¹⁴ Ebd.

einem Schreiben an seinen Marburger Lehrer und Förderer, den Rechtsprofessor Friedrich Carl von Savigny,

hatte ich vor einiger Zeit dem Herrn v. Aretin in München, als Herausgeber des N. liter. Anzeigers einige in die Literärgeschichte einschlagende Bemerkungen geschickt, die noch dazu sehr flüchtig aus meinen Arbeiten gezogen waren, blos damit ich nötiges Falls etwas vorzuzeigen hätte. Ich bemerke dies allein, damit sie dieselben, wenn sie ihnen je zu Händen kommen, nicht anders beurteilen, am wenigsten aus dem Trieb, meine Ansichten der Welt mitzuteilen, den ich gar nicht verspüre.¹⁵

Es ging also vornehmlich darum, 'nötigenfalls' etwas 'vorzeigen' zu können, also ein eigenes wissenschaftliches Profil zu gewinnen, um einer geplanten Bewerbung im Bibliotheksbereich den entsprechenden Nachdruck verleihen zu können. So erklärt sich nicht zuletzt aus diesem Funktionszusammenhang eines der hervorstechenden Merkmale des frühen Grimmschen Wissenschaftsstils, nämlich die Schärfe der Auseinandersetzung. Was als Fehler erkannt oder angesehen wurde, verfiel einer oft überzogenen, gelegentlich ins Persönliche hinüberspielenden Polemik. Der funktionale Zusammenhang erhellt augenfällig: Es ging nicht um eine Sachdebatte, sondern vornehmlich um den öffentlichkeitswirksamen Ausweis eigener Kompetenz, mehr noch: Ziel war die unübersehbare Zurschaustellung eigener fachlicher Überlegenheit. Doch war es gerade beim älteren Grimmbruder wohl nicht allein Kalkül, was diesen Wissenschaftsstil prägte, sondern auch eine eigene, um es vorsichtig zu formulieren: problematische Charakterlichkeit. Dies hat wohl niemand deutlicher erkannt und auch beschrieben als der jüngere Bruder Wilhelm; in einem vertraulichen Brief an den befreundeten Achim von Arnim bekannte er:

[...] er [also Jacob Grimm] wird durch alles Streiten nur noch fester in seine Meinung eingedrückt. Alle seine Irrthümer hängen so genau mit seinem Charakter zusammen, daß, jemehr sich dieser [also der Charakter] zu äußern Gelegenheit hat, jene [also die Irrtümer] immer härter werden. Ich weiß, er würde aus Treue zu mir die ganze Edda ohne Nachdenken verbrennen, aber er wird sich nie überzeugen, daß neben seiner Meinung noch eine andere bestehen könne.¹⁶

Mit der von Wilhelm Grimm hier erwähnten 'Edda' ist der Hauptgegenstand des Streits der Brüder mit Friedrich Heinrich von der Hagen benannt, jener „öffentliche[r] Krieg“,¹⁷ wie Jacob Grimm in einem Brief an Arnim begrifflich zuspitzte. Die Geschichte dieses 'Kriegs' ist zwar nur kurz, aber außerordentlich verwirrend, da nicht nur die Grimms und von der Hagen, sondern noch

¹⁵ Briefe der Brüder Grimm an Savigny, hg. von Wilhelm Schoof, Berlin 1953, S. 31.

¹⁶ Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm, bearb. von Reinhold Steig, Stuttgart, Berlin 1904, S. 125.

¹⁷ Ebd., S. 218.

weitere Parteien mit jeweils eigenen Interessen involviert waren und das Streitgeschehen durch eine nicht immer ganz durchschaubare Stafette von Intrigen, Zurechtdeutungen, Halb- und Unwahrheiten sowie der durchaus gängigen Praxis der Verschleierung und des heimlichen Vorbehalts begleitet wurde. Zudem ist der Eddastreit, auf den sich in der Folge die Charakterisierung dieses umfassenderen Wissenschaftskriegs konzentrieren soll, nur eine von mehreren Frontsetzungen im Wissenschaftskrieg zwischen den Grimms und von der Hagen.¹⁸

Gegenstand der Auseinandersetzung war das Textkorpus der sogenannten *Lieder-* (oder nach dem damaligen Sprachgebrauch: *Saemundischen* oder *älteren*) *Edda*, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht vollständig ediert und übersetzt war. Ein erster Angang des Arnamagnäanischen Instituts in Kopenhagen galt nach der Herausgabe eines ersten Auswahl-Bandes 1787 als abgebrochen. - Im Zusammenhang mit seiner Arbeit an den *Altdänischen Heldenliedern* war Wilhelm Grimm 1809 auf diese Sammlung altnordischer Helden-, Götter- und Spruchdichtung aufmerksam geworden und bemühte sich um eine möglichst vollständige Abschrift des in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrten Textkorpus, des nach dem Aufbewahrungsort sogenannten *Codex Regius*. Die Sammlung stammt aus dem 13. Jahrhundert, doch ist der stoffliche Gehalt deutlich älter. Grimm suchte nun den Kontakt zum Kopenhagener Gelehrten Rasmus Nyerup, dem wohl sachkundigsten Nordisten der Zeit, und erbat sich durch dessen Vermittlung eine Abschrift, wobei er sich vor allem an den auf den Nibelungenstoff bezogenen Stücken interessiert zeigte. Nyerup erwies sich zwar als entgegenkommend und sagte nach einigem brieflichen Drängen im März 1810 die Anfertigung einer solchen Abschrift auch zu, blieb aber unerwartet zögerlich bei der Umsetzung seiner Zusage. Dies wohl nicht zuletzt deshalb, weil ihm schon von anderer Seite entsprechende Wünsche angetragen worden waren, insbesondere von seiten des ihm befreundeten Friedrich David Gräter und ebenso von Friedrich Heinrich von der Hagen, der 1808 um eine Teilkopie gebeten hatte. Die Grimms waren sich der Konkurrenzsituation nur allzu bewußt, da von der Hagen ihnen brieflich - allerdings betont vage - von seinen Bemühungen berichtet hatte: „Dem Mann“, räsionierte Jacob Grimm in einem Brief an den Bruder mit Blick auf den umworbenen Nyerup, „muß man durchaus mit Gelehrsamkeit Eindruck machen, sonst kriegt der Hagen das Beste weg.“¹⁹ Offensichtlich war die Grimmsche Strategie erfolgreich: Nur wenige Wochen später kündigte Nyerup den Grimms die Übersendung des

¹⁸ Dazu Bluhm, *Die Brüder Grimm und der Beginn der Deutschen Philologie*, wie Anm. 9, S. 315-360.

¹⁹ Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, hg. von Herman Grimm und Gustav Hinrichs, 2., verm. und verb. Aufl. besorgt von Wilhelm Schoof, Weimar 1963, S. 207; Brief vom 12.9.1810.

Gewünschten an - allerdings unter für die Brüder höchst unerfreulichen, geradezu kontraproduktiven Begleitumständen. Er schickte das Konvolut nämlich nicht an sie direkt, sondern - einer günstigen Übermittlungsgelegenheit wegen²⁰ - an den Konkurrenten von der Hagen: „»Dies« - schrieb ich ihm - »thue ich mit der ausdrücklichen Bedingung, dass sie von den eddischen Liedern für Herrn Grimm eine Abschrift veranstalten lassen.« -“,²¹ informierte der Däne den jüngeren Grimmbruder. Doch von der Hagen gedachte den unerwarteten Vorteil zu nutzen. Trotz verschiedentlicher Mahnungen sandte er erst Ende des Jahres eine Kopie von allerdings lediglich zwei, und für Grimm zudem wenig interessanten, Liedern. Da Wilhelm Grimms Zeit wegen der geplanten Drucklegung seiner *Alddänischen Heldenlieder* drängte, verzichtete er auf weitere Zusendungen des Berliner Konkurrenten und wandte sich umgehend an den jüngst nach Kopenhagen beorderten Westfälischen Gesandten Hans-Georg von Hammerstein-Equord. Und schon am 20. März 1811 konnte er dem Gesandten den Erhalt der vorher so lange vergeblich erbetenen Abschrift melden. Für die *Alddänischen Heldenlieder* kam sie zwar dennoch zu spät, doch entstand sehr schnell - noch in den ersten Tagen nach Erhalt der Kopie - der Plan, eine Edition der Eddalieder zu veranstalten. Projektiert waren drei Bände: Der erste sollte einen kritischen Text nebst Übersetzung und freier Paraphrase enthalten, der zweite die Quellen der alten Sagen und ein dritter schließlich den eigentlichen Kommentar und die mythengeschichtlichen Zusammenhänge. Um ihren Anspruch auf Herausgabe der Lieder öffentlichkeitswirksam zu machen, schalteten sie bereits im März und im April Ankündigungen ihres Publikationsvorhabens ins *Intelligenzblatt der Heidelbergschen Jahrbücher der Literatur* und in die *Hallische Allgemeine Literaturzeitung*, später auch noch an anderer Stelle. Da ihnen die kritische Edition des altnordischen Textes erhebliche Probleme bereitete, suchten sie sich zudem der Mitarbeit des Skandinaviens Rasmus Rask zu versichern. „Wir theilen uns in die Arbeit.“, warb Wilhelm Grimm brieflich,

Sie übernehmen einen kritischen Originaltext mit Varietäten, mit grammatischen Bemerkungen und Nachricht und Beschreibung der Manuscripte, wir [...] übernehmen eine wörtliche Übersetzung ins Deutsche, die Erläuterung des Verhältnisses dieser alten Poesie zu der Geschichte und Mythologie, die Untersuchungen über das Alter derselben und ihren Zusammenhang mit deutschen Gedichten und Sagen, und was sich für Hindeutungen auf den [Ursprung] vielleicht finden wird. [...]

Um dann auch sehr konkret auf die existierende Konkurrenzlage in Deutschland hinzuweisen:

²⁰ Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrten, hg. von Ernst Schmidt, Berlin 1885, S. 31: „Im Anfang dieses Monats geht ein Reisender, ein Freund von mir, nach Berlin.“ Brief vom 21.10.1810.

²¹Ebd.

Etwas aber ist durchaus notwendig, dass die Arbeit bald unternommen werde, und das Buch etwa in Jahresfrist erscheinen könne. Erstlich besitzt Herr v. d. Hagen in Berlin eine Abschrift der Lieder nach dem dortigen Manuscript und wenn wir zögern, lässt er diesen, wenn gleich fehlerhaften Text auch ohne Übersetzung abdrucken; und dann finden wir für unsere Arbeit keinen zweiten Verleger. Sodann besitzt Herr Arendt, ein Isländer, gegenwärtig zu Paris, ein Manuscript der Edda, welches er mit sich herumträgt, und mit welchem er uns leicht zuvorkommen kann.²²

Rask, der damals beste Kenner der altisländischen Grammatik ließ sich nur widerwillig zu einer Zusammenarbeit überreden, zu der es in der Folge dann tatsächlich auch nie kam: Rask verfolgte vielmehr eigene Interessen, nämlich eine dänische Übersetzung, und fühlte sich zudem vom westfälischen Gesandten Hammerstein getäuscht, da dieser ihn im Vorfeld nicht über die Grimmschen Publikationsabsichten informiert hatte. Hammerstein war die Gefahr einer möglichen Interessenkollision offensichtlich überhaupt nicht bewußt gewesen. Nachdem Rask ihn schließlich verärgert auf diese Konfliktlage hinwies, ließ er dem ersten Fehler einen zweiten folgen, indem er - vielleicht aus Sorge vor Vorhaltungen - nun wiederum den Grimms diesen Sachverhalt verschwieg. Als Rask, der die Grimms über seine Absichten und auch sein mangelndes Engagement gleichfalls im Unklaren beließ, im September 1812 seine Mitarbeit unerwartet aufkündigte, befanden sich die Brüder, die ihre Projektteile schon weit vorangetrieben hatten, beim Zentralen, eben der Textkonstitution, praktisch wieder am Beginn ihrer Unternehmung.²³

Zu diesem Zeitpunkt war indes das Rennen um die 'Ehre der Erstherausgabe' schon entschieden. Von den Ankündigungen der Grimms im März und April 1811 alarmiert, hatte auch von der Hagen seine bis zu diesem Zeitpunkt wohl eher vagen Pläne einer Eddaedition wieder aufgegriffen und machte diese nun seinerseits in der auf den 19. April 1811 datierten Vorrede zu seiner Edition *Der Helden Buch* (Berlin 1811) publik. Und schon Anfang März 1812 konnte von der Hagen den Grimms den Abschluß seines Projekts mitteilen:

In Ansehung der Nordica kollidiren wir abermals. Wir scheinen überhaupt bestimmt, an einander zu rennen und uns in denselben Gegenständen zu begegnen. [...]

erläuterte er ein wenig entschuldigend, wobei er gleichermaßen auf frühere Konkurrenzen, etwa die Übersetzung der altdänischen *Kämpeviser*, aber auch auf aktuelle Rivalitäten abhob, die neben der Edda auch eine Sammlung alt-

²² Briefwechsel mit nordischen Gelehrten, wie Anm. 20, S. 89 und 90. Brief vom 10.4.1811.

²³ Siehe zu diesen insgesamt ohne Zweifel recht verwickelten Vorgängen den Briefwechsel Grimm-Hammerstein dieses Zeitraum und den überaus detaillierten Kommentar von C. L. Gottmann: Briefwechsel der Brüder Grimm mit Hans Georg von Hammerstein-Equord, hrsg. und kommentiert von Carola L. Gottmann, Marburg 1985.

nordischer Sagen betrafen. Auf die Edda-Kollision hinweisend fuhr von der Hagen dann fort:

Sie werden und können mir die rasche Ausführung eines lange vor ihnen gehegten und Ihnen bekannten Vorsatzes nicht verdenken. Ihre Ankündigungen schienen mir zwar den Weg zu verrennen, aber ich habe sie nicht so angesehen. Besonders die Edda-Lieder, die ich jahrlang vor Ihnen theuer erkaufte konnte ich mir nicht entwenden lassen; schon die Ehre der ersten Herausgabe war etwas werth.²⁴

Auf Grimms Vorhaltungen, sie hätten doch bereits vor einem Jahr die Ankündigung einer eigenen Edition veröffentlicht, verwies von der Hagen auf einen früheren Brief an die Brüder, den diese aber nie erhalten hatten. Von der Hagens Edition, die *Lieder der älteren oder Sämundischen Edda*, wurde schließlich im Sommer des Jahres ausgeliefert. In der Tat hatte der zu dieser Zeit schon in Breslau lebende Herausgeber in seinem Bemühen um die Erstherausgabe das wissenschaftliche Projekt der Edition radikal verkürzt und damit den Befürchtungen der Grimms gänzlich entsprochen: Außer einer längeren literarhistorischen Einleitung bot seine Ausgabe lediglich einen genauen Abdruck der 1810 erworbenen Handschriftenkopie. Die editorischen Eingriffe waren minimal und zeugten von einem wenig entwickelten Kenntnisstand. Eine Übersetzung war nicht beigegeben, so daß die Edition einem zeitgenössischen Leser, selbst dem gelehrten Leser kaum von Nutzen sein konnte.

Die Grimms hofften zu diesem Zeitpunkt noch, ihre eigene - wissenschaftlich sehr viel fundiertere - Edition mit der Hilfe von Rasmus Rask in nicht allzu großem Abstand folgen lassen zu können, so daß sich ihre Verärgerung - was diesen Aspekt anging - in Grenzen hielt. Empörung rief indes eine Passage in von der Hagens Vorwort hervor, in der er den Grimms vorhielt, die Kollision der beiden Eddaprojekte verursacht zu haben. Die Kasseler Brüder reagierten sofort und in aller Heftigkeit. Am 14. September 1812 erschien in Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände* eine öffentliche *Erklärung, die Collision in der Herausgabe der alten Edda und der altnordischen Sagen betreffend*:

Herr Professor von der Hagen zu Breslau behauptet in der Vorrede zu seinem (schon in der Ostermesse als fertig angekündigten, jetzt erst ausgegebenen) Abdruck der eddischen Lieder, ihm falle bey der Collision mit uns nichts zur Last. Wenn damit die Schuld auf uns gewälzt wird, sind wir genöthigt, sie öffentlich abzuwenden.

Angeschlossen ist eine kurze Skizze zur Abfolge der veröffentlichten Ankündigungen einer Edda-Ausgabe. Da von der Hagen aus ihrer Sicht vor ihrer eigenen ersten Ankündigung weder öffentlich noch in privaten Schreiben an sie sein Projekt erwähnt hätte, beharrten die Grimms dezidiert auf ihrem „öffentli-

²⁴ Brief vom 3.3.1812, in Grunewald, wie Anm. 1, S. 249f.

chen Vorrecht“. Auch der ominöse verlorene Brief von der Hagens, mit dem dieser ihnen rechtzeitig Kenntnis von seinem Vorhaben gemacht haben wollte, wird zur Sprache gebracht und seine Existenz in Zweifel gezogen:

Noch ist das zu bemerken, daß im Sommer dieses Jahrs, also ein Jahr nach unsrer Ankündigung, ein kurzer Brief anlangte, worin Hr.v. d. Hagen eines andern ausführlichen gedenkt, [...] und dieser habe von der Ausgabe der Edda geredet. Da er selbst hinzusetzt, er halte ihn für verloren, so wird man uns nicht zumuthen, ihn empfangen zu haben, zumal Hr. Professor v. d. Hagen das Unglück oder Glück hat, daß ihm viele Briefe und Pakete verloren oder sonst zu Grund gehen, eh' sie am rechten Ort eintreffen.

Dies ist in aller Deutlichkeit und Schärfe der öffentliche Vorwurf der Lüge und Täuschung. Dabei dürfte Grimms Verdacht, von der Hagens verlorener Brief sei reine Fiktion, durchaus zutreffend sein. Es gehörte in der Tat zur Praxis des Gescholtenen, bei Versäumnissen im Korrespondenzverkehr oder bei der Bücherrückgabe den mutmaßlichen Verlust von Schriftstücken an ihn oder von ihm als Entschuldigung anzuführen. Seine Saumseligkeit bei der Rückgabe ausgeliehener Bücher, insbesondere wenn diese von Konkurrenten benötigt wurden, grenzte dabei an Rücksichtslosigkeit und besaß eine ganz offenkundig taktische Komponente, nämlich die Behinderung benachbarter oder paralleler Wissenschaftsprojekte.

Die Grimms verbanden ihre öffentliche Erklärung zur Kollision der beiden Edda-Projekte mit einer harschen Kritik der von der Hagenschen Edition, wobei dem Herausgeber letztlich jedwede wissenschaftliche Leistung abgesprochen wird:

Was Hr. Professor v. d. Hagen hier gibt, ist nichts als ein bloßer Abdruck seiner Abschrift [...], und offenbar haben Setzer und Korrektor die schwerste und eigentliche Arbeit gehabt [...].

Die dann anschließende ohne Zweifel berechtigte Einzelkritik am Text mündet schließlich im Verdikt:

Wie er hier geliefert worden, ist er ganz unbrauchbar [...].

Hingewiesen wird vor allem auf die Vielzahl der Fehler, die kaum als simple Druckfehler anzusehen seien,

aber wenn auch Hr. Professor v. d. H. gesonnen wäre, sie sämtlich als solche einmal anzugeben, so wird doch dieß Verzeichnis allzugroß ausfallen, und er sich entschließen müssen, einen ganz neuen Text zu liefern, dies wird dem gegenwärtigen zwar nicht das Recht der Erstgeburt nehmen, aber doch die Ehre davon.²⁵

²⁵ Morgenblatt für gebildete Stände, Nr. 221, Montag, 14.9.1812, S. 39 und 40.

Da die Kritik erheblich über die sachliche Auseinandersetzung mit einer Veröffentlichung hinausging und als öffentliche Erklärung auch seinen Ruf als Wissenschaftler zu beschädigen drohte, replizierte von der Hagen noch im Dezember des Jahres mit einer eigenen Erklärung *Meine Ausgabe der Eddalieder betreffend* in Gräters 'Altertumszeitung' *Idunna und Hermode*. Grimms Reklamierung eines wie auch immer gearteten 'Vorrechts' weist er dabei grundsätzlich zurück: „Es gilt in der Literatur überhaupt kein Monopol, und jeder treibts so gut er's kann und mag.“ Auch den Vorwurf, Materialien, nämlich die Kopenhagener Abschrift, unrechtmäßig zurückgehalten zu haben, läßt er unter Bezugnahme auf seine Eigentumsrechte an der Kopie nicht gelten, wobei er seine Verhinderungsstrategie indirekt allerdings durchaus zugesteht: „Daß diese s. g. Bedingung“, führt er mit Blick auf Nyerups Anweisung, den Grimms eine Abschrift seiner Kopie zuzusenden, aus,

bei einer baar bezahlten Abschrift ganz in meiner Gewalt stand, sieht jeder leicht ein, und die Foderung, zu einer Arbeit, die mir in den Weg trat, beizutragen, war etwas stark von Hrn. Grimm [...].

So deutet er nun seinerseits die Grimmschen Ankündigungen als Versuch, seine eigenen verschiedentlich - wenn auch eher vage - formulierten Veröffentlichungspläne zu durchkreuzen - eine Mutmaßung, mit der auch er so ganz falsch sicherlich nicht lag:

Von den Herren Grimm erfolgten jedoch solche pomphafte Ankündigungen [...] nachdem sie kaum die Abschrift erhalten haben konnten [...], die nichts über das wann, wo und bei wem besagen: wozu? also, und für wen? wenn nicht, um gleichsam Arrest darauf zu legen, und mich davon zurückzuscheuchen, selber aber zu prangen vor den Leuten. Dieß verdroß mich natürlich, und ich äußerte es unverholen in meinem Briefe, welcher aber verloren, so wie alle, die ich an sie geschrieben. Ich läugne nicht, daß diese Wendungen mich bestimmten, die Eddalieder früher herauszugeben, als ich sonst wol gethan hätte; niemand wird mir verdenken, daß ich mir nicht gern diese Genugthuung für meine Bemühungen entwinden lassen wollte.

Der Hintergrund der Auseinandersetzung wird hier in allemal bemerkenswerter Weise offengelegt: Es ist - wenn man bei der durchaus angemessenen Schatzgräber-Metaphorik bleibt - das Gezerre um einen 'Claim', die Auseinandersetzung um Besitzansprüche. In diesem Horizont deutet von der Hagen dementsprechend auch die Sachkritik an seiner Edition: „Daß die Herren Grimm“, führt er in seiner Gegenerklärung aus,

nun diesen Abdruck gehörig herunter machen, gönne ich ihnen recht gern: man weiß jetzo doch, was man davon zu halten hat. [...] Deutlich genug sieht man [...] aus allem die übelwollende Splitterrichterei. Zum Glück aber gibt es noch andre, nicht so hoch fahrende Leute, für welche

diese Ausgabe der Eddalieder kein sie verblender Dorn im Auge, und nicht so ganz unbrauchbar ist.²⁶

Von der Hagens Erklärung erschien in der 'Alterthumszeitung' *Idunna und Hermode* des Nordisten Gräter, der sich seinerseits in einem öffentlichen Streit mit den Grimms befand. Und so wurde eine von Jacob Grimm für die *Idunna* verfaßte Epikritik nie veröffentlicht. Von der Hagen ließ seiner Edition, für die er auch insgesamt nur wenig Lob erhielt, im Herbst 1814 einen Band mit allerdings wenig überzeugenden Übersetzungen folgen, die weit hinter den Grimmschen zurückstanden, die diese im Rahmen ihrer Ausgabe 1815 endlich auf den Markt bringen konnten. Für die Grimms blieb es bei diesem ersten Band, der forschungsgeschichtlich kaum mehr Wirkung entfalten konnte als der von der Hagensche.²⁷

Bemerkenswert ist dieser Streit um die Herausgabe der *Lieder-Edda* demgemäß auch kaum wegen des Forschungsgegenstandes selbst; weder die Grimms noch von der Hagen sind in dieser Sparte der Wissenschaft tatsächlich wegweisend geworden. Der Streit oder 'öffentliche Krieg' - wie Grimm ihn bezeichnete - ist außerdem nur der Endpunkt einer Streitfolge, die ihre Anfänge in den frühen Arbeiten beider Seiten besaß. Nahezu jede Veröffentlichung des herausgabefreudigen von der Hagen seit 1807 wurde früher oder später von einem oder von beiden Grimms in meist kritischer und gelegentlich sogar polemischer und persönlich herabsetzender Weise rezensiert. Die Rede vom 'Grimm' der Grimms war so auch schon bald eine topische Formel im intellektuellen Diskurs der Zeit, wobei die Sympathien in der Regel nicht auf Seiten der Kasseler Brüder waren: „Die Grimms“, so ereiferte sich etwa der Verleger Julius Eduard Hitzig gegenüber seinem Freund und Autor von der Hagen: die Grimms „sind grimmige, daher fletschende Bestien. Hast du gehört,“ so der Verleger weiter, „wie sie dich in dem letzten Stücke der Leipziger Literatur Zeitung wieder angebellt haben ...?“²⁸ Ähnlich schon früher Friedrich Schlegel in einem Schreiben an seinen Bruder August Wilhelm, in dem er von der Hagen und Büsching explizit als „doch ordentliche ehrbare, gelehrte oder wenigstens belehrbare Leute“ lobt, zu den Grimms aber ebenso deutliche wie har-

²⁶ *Idunna und Hermode*. Eine Alterthumszeitung. Nr. 51 vom 19.12.1812, S. 201-204; hier 202f.

²⁷ Wohl nicht zuletzt deswegen gilt nach wie vor: „Eine genaue Untersuchung der Ausgabe steht noch aus.“ Fritz Paul: *Heldenlieder der Edda in der Übersetzung der Brüder Grimm*. Einleitung und Edition der Texte aus dem Nachlaß. In: *Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft*. Hrsg. von Hartmut Kugler u.a. Band 2. Kassel 1992, S. 8 Anm. 9.

²⁸ Nikolaus Dorsch: *Julius Eduard Hitzig. Literarisches Patriarchat und bürgerliche Karriere*. Eine dokumentarische Biographie zwischen Literatur, Buchhandel und Gericht der Jahre 1780-1815. Frankfurt/M. 1994, S. 220. Brief vom 24.1.1813.

sche Worte findet: „Dagegen scheinen mir die beiden Grimm sammt ihrem Grimm ziemlich unwissende ... und besonders sehr rohe Teppen zu sein.“²⁹

Doch sind hinter all dem Streit nicht zuletzt auch programmatische Differenzen festzumachen. Von der Hagens Wissenschaftsverständnis besaß einen unverkennbar nationalpolitischen und volkspädagogischen Einschlag und zielte auf Popularisierung der altdeutschen Texte ab - „Von Anfang an [...] hatte ich den Vorsatz,“ bekannte er in seiner schon angeführten Gegenerklärung, „alle nationalen Heldengedichte [...] in Original und Uebersetzung herauszugeben“.³⁰ Seine Bemühungen waren dabei getragen von der - wie er 1807 in vaterländischem Pathos formulierte - „Hoffnung auf dereinstige Wiederkehr Deutscher Glorie und Weltherrlichkeit“.³¹ Die Präsentation der Textdokumente in einer der zeitgenössischen Leserschaft zugänglichen Form war damit ein Hauptanliegen. Von der Hagen bemühte sich dabei - wie schon erwähnt - um ein von ihm als ‘Erneuerung’ bezeichnetes Modernisierungsverfahren und bot eine Mischung von älterem und neuem Sprachstand,³² damit einen Text, der - wie Wilhelm Grimm in einer Besprechung süffisant anmerkte - „weder alt noch neu“³³ und ein wenig überzeugendes Kunstprodukt war. Mit diesem artifiziellen, am Vorbild Tieck orientierten Zwitter einer poetisch-wissenschaftlichen Übertragung konnte er dem wissenschaftlichen Anspruch der Grimms keinesfalls genügen. Ebenso wenig gelang ihm das bei der Edition der altdeutschen Textdokumente selbst, die in seinen Augen weniger als Sprachdokumente wichtig waren, sondern allein in Hinblick auf ihren Inhalt, also als nationalgeschichtliche Zeugnisse. Dieses Denken war außerordentlich weit verbreitet und fand insbesondere im Horizont der sog. deutschen ‘Befreiungskriege’ von der Napoleonischen Herrschaft euphorische Zustimmung. In der Vorrede ihrer Edition der Lebensbeschreibung des *Götz von Berlichingen*, die sie auf dem Höhepunkt der nationalen Euphorie 1813 herausgaben, machen von der Hagen und Büsching diesen nationalpolitischen Zusammenhang augenfällig: „Das Erwachen des Deutschen Vaterlandes“, legitimieren sie die Publikation dieses Dokuments,

nach jahrelangem, traurigen und tief drückenden Schlummer, und eben so langer Schmach, das in unserm Vaterlande, dem preußischen Staate, zuerst herrlich anfieng und Heil und Segen bringend immer fortschreitet, erregte auch bei uns den Wunsch, zur Förderung des hohen Zweckes et-

²⁹ Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis. Hrsg. von Josef Körner. Zweite Auflage, Bern 1969. Band 2, S. 178. Brief vom 10.11.1810.

³⁰ Idunna, Nr. 51, S. 202.

³¹ Der Nibelungen Lied, hrsg. von Friedrich Heinrich von der Hagen, Berlin 1807, [unpag. Vorrede, S. III].

³² Detailliert Grunewald, wie Anm. 1, S. 38-45.

³³ W. Grimm, Kleinere Schriften, hg. von Gustav Hinrichs, Berlin 1882, Bd. 2, S. 42.

was beizutragen. Das kecke, muthige, dem Schwerdt gewidmete Leben des Götz von Berlichingen schien uns wohl einer neuern Bekanntmachung würdig ...³⁴

Wir müssen uns - so Wilhelm Müller 1820 - an das „Heiligthum des vaterländischen Alterthums“ erinnern und uns

jetzt umso fester und inniger in demselben aneinander schließen, da nur in der großen Vergangenheit der Trost und Muth zu finden ist, der jene Begeisterung wecke und halte, die uns vor wenigen Jahren (also 1813) frei machte, als die Fürsten staunend und nach der ersten Siegesfreude vielleicht nicht ohne Aengstlichkeit erkannten, was ein *Volk* ist und kann.³⁵

Dies ist explizit das, was gemeinhin als eine oder die ‘romantische Germanistik’ bezeichnet und gelegentlich von der ‘grimmischen’ oder philologischen Richtung Benecke-Grimm-Lachmannscher Provenienz abgesetzt wird. So fiel es den Grimms recht leicht, dem Konkurrenten von der Hagen bei dessen schließlich gänzlich anderen Ausrichtung eine doch beträchtliche Nachlässigkeit und Fahrlässigkeit in Detailfragen nachzuweisen und öffentlich vorzuhalten. Daß die Grimms dabei nicht primär von hehrem Wissenschaftsethos geleitet waren, von der später so genannten ‘Andacht zum Unbedeutenden’, sondern der scharfe Konkurrenzkampf die Feder führte, verraten manche in eklatantem Widerspruch zur veröffentlichten Kritik stehenden internen Bewertungen in den privaten Korrespondenzen, die im Einzelfall erkennbar positiver ausfielen als die veröffentlichten Verlautbarungen.

Bemerkenswert an den Rezensionen ist aber vielleicht nicht so sehr die sachliche Seite der Auseinandersetzung, sondern deren Form - nämlich die im Kern auf persönliche Diffamierung abzielende Polemik, für die wenigstens ein Beispiel aus einer Rezension gebracht werden soll, an die sich eine eigene Streitstafette anschloß: Jacob Grimm hatte für die *Heidelbergischen Jahrbücher* eine ausführliche Besprechung der von Johann G. G. Büsching und von der Hagen herausgegebenen Volksbuch-Sammlung *Buch der Liebe* verfaßt, diese dort jedoch nach internen Querelen zurückgezogen und - mit zweijähriger Verspätung - 1812 in die *Leipziger Literaturzeitung* einrücken lassen. In den *Heidelbergischen Jahrbüchern* war anstelle der kritischen Grimmschen eine insgesamt positive Anzeige von August Wilhelm Schlegel erschienen. Grimms Anzeige ist dagegen ausgesprochen harsch; in ihr spiegelt sich ein gerade von Jacob Grimm oft genutztes Schema des Verrisses: In einem Einleitungsteil wird erst einmal die Notwendigkeit der vorliegenden Arbeit hervor-

³⁴ Des Ritter Götz von Berlichingen mit der eisern Hand eigene Lebensbeschreibung. Hrsg. von Johann Gustav Büsching und Friedrich Heinrich von der Hagen. Dritte veränderte Auflage. Breslau 1813, S. V.

gehoben und - in recht allgemeiner Form - den Mühen der Bearbeitung Lob gezollt. Gerade bei Rezensionen von der Hagenscher Arbeiten wird dieses Lob dabei jedoch meist schon von einer Topik der Abwertung begleitet; so auch hier: Grimm lobt zwar das „verdienstliche[n] Geschäft“, schränkt dann aber sofort ein: „dabei kann die arbeit nicht einmal, sondern das gute glück in sammlung der materialien nur das schwerste gewesen sein, jene [also die Arbeit] ist gewissermaassen von selbst gemacht [...]“.³⁶ Die zuvor durchaus zugestandene wissenschaftliche Leistung wird also sofort wieder herabgestuft und zum Resultat eines ‘Glücksfundes’ oder - an anderer Stelle häufig angeführt - als Folge der ‘glücklichen Vermögenslage’ des Herausgebers erklärt; die Arbeit ‘mache sich’ - wie Grimm zu suggerieren sucht - auf diese Weise ‘gewissermaßen von selbst’. Schärfere noch im nächsten Passus: Niemand werde

den sonst so fleisigen, eifrigen herausgebern der gegenwärtigen sammlung recht und beruf abstreiten. wir bekennen indessen unverhohlen, dasz es uns scheint, als hätten sie sich dieses mal die sache etwas zu leicht gemacht und einige, wenn schon sehr billige erwartungen eben nicht befriedigt [...]. es gibt eine compilierende oberflächlichkeit, die sich nach der breite und wolgefälligkeit der ausführung zu schlieszen, wenig ihrer bewusst wird und dieses ist es, was wir tadeln [...].³⁷

Hier wird nicht nur ein Verdikt über eine wissenschaftliche Leistung gefällt - unverkennbar ist das Bestreben, die Person des Herausgebers bzw. in diesem Fall der beiden Herausgeber herabzuwürdigen. Gleichfalls nur scheinbar auf der Sachebene bewegen sich die nachfolgenden Teile der Anzeige, die sich auf den ersten Blick ausführlichst wissenschaftlichen Detailfragen der Sammlung zuwenden. Was Grimm aber tatsächlich bietet, ist keine kritisch-räsonierende Auseinandersetzung mit dem Text oder den Kommentaren, sondern eine eigene ausführliche Abhandlung, die in etwa drei Viertel der gesamten Anzeige ausmacht. Die Rezension wird auf diese Weise zum Vehikel einer publikumswirksamen Demonstration eigener fachlicher Überlegenheit.

Auf die wiederholte Bloßstellung reagierte von der Hagen - auch hier in der *Idunna* - mit einer öffentlichen Erklärung unter der Überschrift *Wie es in den Wald hinein schallt, so schallt es wieder heraus*. Darin wirft er - ohne allerdings Namen zu nennen - seinem Kritiker aus der *Leipziger Literaturzeitung* Unredlichkeit vor, da dieser mit seiner verspäteten Besprechung von einem Kenntnisstand aus kritisierte, der erst das Resultat der vorgängigen, inzwischen zwangsläufig ergänzungsbedürftigen und deswegen jetzt zu Unrecht so gescholtenen Edition wäre. Vor allem greift er aber den persönlichen Ton der

³⁵ Wilhelm Müller: Rez. zu J.G.G. Büschings Hans Sachs-Ausgabe. In: Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur, 3. Stück für das Jahr 1820, Nr. VII (1820), S.118.

³⁶ J. Grimm, Kleinere Schriften, Bd. 6, hg. von Eduard Ippel, Berlin 1882, S. 85.

³⁷ Ebd., S. 85 f.

Polemik auf, insbesondere das verletzende Diktum von der ‘compilierenden Oberflächlichkeit’, um es ironisch gegen den Grimmbruder selbst zu wenden: „Es giebt“, retourniert er,

eine gewisse gernzensirende Vornehmheit, die, nach ihrer Selbstgefälligkeit zu schließen, sich ihrer, und auch der übrigen sehr wohl bewußt ist, aber in ihrer Anmaßung die früheren Entdeckungen und Darstellungen Anderer verläugnet, oder nur verächtlich darüber hinblickt, und sich gebärdet, als wüßte sie alles zuerst und zum besten, und müßte alles erst durch sie angefangen und auch vollendet werden; in welcher man jedoch einen gewissen Ingrim gegen dies von Andern früher Geleistete oder Unternommene wohl verspüren kann, besonders in anspruchsvollen und wiederholten Ankündigungen, wodurch sie gern das Beste und Trefflichste dieser Art und Kunst für sich allein gleichsam in Pacht nehmen, und andere davon zurück scheuchen möchten.³⁸

Es sind die bekannten Vorwürfe, die ein wenig gedrechselt und mit Hilfe des Wortspiels dem ‘ingrimmigen’ Grimm hier entgegengehalten werden: Anmaßung, Verleugnung und Diffamierung sowie das Bemühen, mögliche Konkurrenz aus dem Feld zu schlagen. Der öffentliche Streit ging noch in eine weitere Runde, wobei er sich hier mit einem zweiten öffentlichen Wortwechsel verband, der sich an Jacob Grimms - wie Arnim vermerkte „in Salzlauge getunkt[er]“³⁹ - Rezension der von der Hagenschen Schwanksammlung *Narrenbuch* entzündet hatte. Auf von der Hagens Antikritik reagierte Jacob Grimm nämlich Anfang 1813 erneut in der *Leipziger Literaturzeitung* mit der ein wenig ungelent betitelten *Antwort des Recensenten des Buchs der Liebe und Narrenbuchs von v. d. Hagen auf eine im Anzeiger von Idunna und Hermode (Juli und August) abgedruckte Antikritik von seiten des Herausgebers*. Grimms Verdikt ist nun umfassend und gipfelt im Vorwurf der Lüge: „Uebrigens auf den ton oder die sache dieser antikritiken etwas zu erwidern,“ schließt er, „scheint mir unnöthig und unwürdig. arbeiten, wie die beyden recensierten bücher sind, werden dem allgemeinen ruf, ja dem selbstgefühl ihrer unredlichkeit, leichtfertigkeit und mittelmäßigkeit unaufhaltsam entgegengehen [...]“⁴⁰ Von der Hagen blieb eine letzte Replik: Unter der Überschrift *Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil* beschließt er den Streit mit dem - wie er ihn nennt - „beisige[n] Recensenten“, um diesem ein letztes Mal seine - wie er schreibt - „freche Lüge in seinen Bart zurück[zuwerfen], wenn er einen hat.“⁴¹ Gleichwohl dürfte Grimm als der Sieger aus dem Streit hervorgegangen sein: Zum einen war von der Hagen natürlich der Attackierte und in einem solchen Streit ist die

³⁸ Idunna 1, Anzeiger, Nr. 13 vom 4.7.1812.

³⁹ Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm, wie Anm. 16, S. 209. Brief vom 13.6.1812.

⁴⁰ J. Grimm, Kleinere Schriften, wie Anm. 36, Bd. 7, Berlin 1884, S. 592.

⁴¹ Idunna 2, Anzeiger Nr. 6 vom 27.2.1813.

Position der Defensive allemal die schwächere. Während von der Hagen seine jeweiligen Erwiderungen zudem in einer eher entlegenen 'Alterthumszeitung' publizierte und den Namen des Rezensenten nicht anführte, den Namen Grimm öffentlich übrigens nicht mehr in seiner Rede führte, versicherte sich Jacob Grimm mit den *Heidelbergischen Jahrbüchern* und der *Leipziger Literaturzeitung* eines beträchtlich breiteren Leserkreises und ging sein Gegenüber sehr viel unmittelbarer - und nicht zuletzt eben namentlich - an. Läßt man den wechselseitigen Vorwurf der Lüge beiseite und konzentriert man den Blick auf das jeweilige Hauptmoment von Kritik und Antikritik, so stehen vor allem die aufeinander bezogenen Anwürfe von 'compilierender Oberflächlichkeit' - so Grimm über von der Hagen - und 'gernrezensierender Vornehmheit' - so von der Hagen über Grimm - einander gegenüber. Nüchtern betrachtet ist das eine Verdikt sicherlich so berechtigt wie das andere. Im Horizont eines Wissenschaftsstreits ist der Vorwurf Grimms dabei ohne Zweifel der wirksamere und nachhaltigere: Ein Wissenschaftler darf in einer auf Wissensakkumulation und Diskurs angelegten Wissenschaftskultur eben durchaus streitbar und überheblich sein, oberflächlich aber nicht. So deutet sich bereits an dieser Stelle der spätere forschungsgeschichtliche Stellenwert der beiden Seiten an: Während von der Hagen als Wissenschaftler schon zu seinen Lebzeiten (er starb 1856) weitestgehend in Vergessenheit geriet, wurden die Grimms und wurde insbesondere Jacob Grimm zu einer der dominierenden und nachfolgenden Generationen als einer der 'Gründungsväter' der Deutschen Philologie geltenden Gestalten.

Auf der personalen Ebene läßt sich der Streit als Teil einer primär wissenschaftsinternen Auseinandersetzung um die Vorherrschaft und Wortführerschaft in der sich herausbildenden Deutschen Philologie interpretieren. Doch ist es - was hier nur en passant angesprochen wurde - ebenso ein Streit gegensätzlicher Wissenschaftskonzeptionen: Grob unterschieden konfligierten ein volkspädagogisches und ein philologisches Konzept, deren Programmatik sich gerade in diesen frühen Auseinandersetzungen entwickeln sollte. Gerade in diesem Moment liegt schließlich ein durchaus wissenschaftskonstituierender Stellenwert des Streitgeschehens: Unter den besonderen Bedingungen des Herausbildungsprozesses zeigte sich eine Grundbestimmung von Wissenschaft, der sicherlich auch heute noch Gültigkeit zukommt: Wissenschaft besitzt eine auf Streit angelegte, im Kern damit vielleicht sogar eine agonale Struktur. Wollte man noch schärfer zuspitzen und sich an Jacob Grimms Beschreibung des Streits mit von der Hagen anlehnen, so zeigt sie sich in einer extremen Ausgestaltung letztlich als eine Form des Kriegs.